

Aus den Leidenstagen eines Teufels.

Von Missionar H. John.

Dritte Auflage.

Friedenau-Berlin.
Buchhandlung der
Gößnerschen Mission.

Preis 5 Pfg.



Zur freundlichen Beachtung!

Die Gohßnersche Mission, eine Gründung des in allen Erdtheilen bekannten Verfassers des „Schatzkästchens“, des Berliner Predigers Johannes Gohßner († 1858), hat ihre Missionsfelder in Vorderindien am Ganges und besonders unter dem Volke der Kols, wo sich schon viele Tausende in der Christlichen Kirche haben aufnehmen lassen.

Gaben der Liebe sind zu senden:

An das Kuratorium
der Gohßnerschen Mission
in Friedenau-Berlin,
Sandjery-Straße 19—20.

Aus den Leidestagen eines Teufels.

Von Missionar R. John.

„Welch sonderbare Ueberschrift,“ wird vielleicht der freundliche Leser zuerst denken, wenn er diese Worte sieht. Wenn er aber der Bitte entspricht, weiterzulesen, so wird er am Ende doch zugeben, daß es nicht so ganz übel angebracht war, gerade so zu schreiben. Er vergesse deshalb für einen Augenblick, daß er sich in dem schönen deutschen Vaterlande befindet, wo die Christenleute ihre Herzen dem Herrn Jesu zum Opfer darbringen, und folge mit seinen Gedanken dem Schreiber über Länder und Meere nach dem fernen Indien. Nur verhältnismäßig wenig Christen findet er dort, dagegen um so größere Scharen von Heiden, die zwar nicht ihre Herzen, aber doch viele andere Dinge von ihrer Habe unzähligen bösen Geistern oder Teufeln zum Opfer darbringen. Zu diesen Scharen gehören auch die heidnischen Kols in einem schönen, fruchtbaren Lande, unter denen jener Teufel seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, von dem die Geschichte erzählen will.

Wenn noch vor wenigen Jahren dem Reisenden sein Weg in die Berge des kleinen Königreichs Barwe führte, es sei, daß er den Tiger jagen wollte, der hier in den Wäldern haust, oder daß er gar im Sande des Santhflusses Gold und Edelsteine zu finden hoffte, so konnte er in der Nähe eines Kolsdorfes einen prachtvollen Hain bemerken, der dem müden Fremdlinge gar freundlich zuzuwinken schien, in seinem Schatten Schutz vor den glühenden Strahlen der indischen Sonne zu suchen.

Dicht standen die mächtigen Stämme neben einander, und man sah es den alten Riesen wohl an, daß sie nie von menschlicher Hand ihrer Nester beraubt worden waren, die sich stark und kräftig hoch oben ausbreiteten und mit ihrem immergrünen Blätter Schmucke ein Laubdach bildeten, durch welches sich nur selten ein Sonnenstrahl verirren konnte. Süßer Duft erfüllte zur Zeit der Baumblüthe namentlich gegen Abend die weiten Hallen, und die wilden Bienen dursteten mit reicher Beute beladen in ihre Schlupfwinkel zurückkehren.

Indes, es mußte wohl eine besondere Bewandnis mit diesem schönen Wäldchen haben. Es war doch wunderbar, daß hier die Bäume augenscheinlich geschont wurden, während sich sonst Bäume und Sträucher in der Nähe des Dorfes durchaus nicht großer Pflege oder auch nur Schonung von seiten der Eingeborenen zu erfreuen haben. Und war es immer so still hier an diesem schattigen Orte, von dem man doch hätte annehmen müssen, daß er bei der großen Hitze der Lieblingsort von Jung und Alt sein werde? Weshalb mieden die Dorfbewohner sogar schon seine Nähe? Ein einziges Wort klärt alles auf, giebt Antwort auf alle diese Fragen: Es ist eine „Sarna“, ein Teufels-hain. Seit alten Zeiten wohnt hier nach dem finstern Aberglauben der Eingeborenen eine große Anzahl Bongas oder Teufel, die das ganze umliegende Land beherrschten, die Kräfte der Natur in Bewegung setzten und die Herzen des Volkes mit Angst und Entsetzen erfüllten, wenn sie ihre Macht zeigten. Nie thaten sie etwas Gutes; aber wenn die Ernte verdarb, eine Seuche über das Vieh kam, die Cholera im Dorfe ausbrach oder sonst ein Unglück über den ganzen Stamm oder einzelne Familien kam, dann hatten sie sicher ihre Hand im Spiele. In solchen Zeiten lag der Hain auch nicht so stille da, sondern öfter konnte man den armen Kol in Begleitung des Teufelspriesters hieherkommen sehen, um die erzürnten Teufel mit dem Blute der besten

seiner Hühner, Ziegen, oder auch selbst des besten Ochsen wieder zu versöhnen. Aber auch sonst stellte sich zu bestimmter Zeit das ganze Dorf mit reichlichen Opfern für den Unterhalt der bösen Geister ein, damit sie sich in den alten Bäumen recht wohl fühlen möchten und nicht genötigt wären, sonstwo bessere Unterkunft zu suchen, wobei es dann öfter vorkam, daß die Teufel selbst mit Menschen in Verbindung traten. Daher auch die vielen Hexen, von denen man glaubt, sie verstanden es, sich die Unholde dienstbar zu machen. In einem besonders schönen, großen Baume residierte das Oberhaupt, der Teufelsvater, vor dem alle Opfer niedergelegt wurden. So war es seit undenklichen Zeiten gewesen. Wie die Väter gethan, so thaten es auch die Kinder, und selten nur wurde es nötig, daß der Priester das Volk darüber belehren mußte, daß der große Gott selbst, um den man sich übrigens aber nicht weiter zu kümmern brauche, da er so gut sei und einem armen Kol nie etwas zu Leide thue, daß eben er diese Ordnung einstmals festgesetzt habe. Die bösen Geister bezeugten sich ja selbst oft genug im Leben eines jeden einzelnen, und gar mancher wußte zu erzählen, wie er selbst einen der Teufel leibhaftig gesehen habe.

Aber da geschah es eines Tages, daß von jenseits der Berge, wo schon viele, viele Volksgenossen den Glauben der Väter verlassen hatten, einige weiße Männer aus dem Walde herausstraten und geradewegs dem Dorfe zusteuerten, neben welchem der schöne Teufels-hain lag. „Wie dankbar könnten wir Gott sein,“ begann der eine in deutscher Sprache, als sie den schattigen Platz erreicht hatten, „wenn es uns möglich würde, hier inmitten des Heidentums eine Missionsstation zu gründen.“ „Und welch schönes Bauholz hätten wir in unmittelbarer Nähe,“ fügte der andere mit einem Blick auf die schlanken Stämme hinzu, deren vermeintliche Bewohner solch frevelhafte Rede unbedingt aus aller ihrer Macht hätte strafen müssen, wenn sie vor-

handen gewesen wären. „Sie verstehen nur nicht die Sprache der weißen Männer,“ würde vielleicht ein heidnischer Kol dagegen eingewendet haben. Doch die Missionare, denn solche waren die Weißen, schienen sich vorläufig wenig darum zu kümmern, was etwa die bösen Geister einwenden möchten, sondern ihre Gedanken waren damit beschäftigt, wie man wohl den Dorfbesitzer am leichtesten dahin bringen könnte, ein Stück Feld mit samt dem Wäldchen zu verkaufen. Und siehe da, es gelang über Erwarten gut, da unsere weißen Freunde einen gewaltigen Fürsprecher in den Schulden des vornehmen Dorfherrn fanden, daß er weit schneller ihrem Wunsche entgegen kam, als er es etwa aus Liebe und Freundschaft gethan haben würde. Religiöse Bedenken lagen für ihn ja auch nicht vor, denn was hatte er, der Hindu, mit dem Teufelsglauben seiner Dorfbewohner zu thun?

Um so größer aber war bei diesen das Entsetzen, als sie von dem Handel ihres Gutsbesizers hörten. Sicher würde der Teufelsvater solchen Frevel nicht ungestraft lassen. Obwohl sie vielleicht im innersten Herzen ihrem Plagegeiste sein Mißgeschick gegönnt hätten, so fürchteten sie doch seine Rache, die sich gewiß zuerst in kürzester Frist über den Missionar entladen mußte, der schon eifrig dabei war, eine Missionsstation aufzubauen. Unter seiner Anleitung fiel Baum auf Baum, aber noch immer nicht war einer der Arbeiter vom Bliß getroffen oder vom Teufel selbst „gefressen“, d. h. augenblicklich getötet worden. Verwundert schüttelten die alten Heiden ihre grauen Häupter ob solchen Treibens. Wie mochte das alles zugehen? Sie hatten nicht einmal gewagt, ein Nestchen abzubrechen.

Eines Tages sollte ein starker Baum gefällt werden, der ganz in der Nähe des Pipalbaumes stand, in welchem der Teufelsvater wohnen sollte. Der Missionar hatte erkannt, daß jener Pipalbaum für seine Zwecke nicht gut verwendbar sei, und wollte ihn stehen lassen.

Deshalb wohl auch sagte er zu seinen Leuten: „Wir wollen dem Oberteufel seinen Wohnsitz noch lassen; sorgt also dafür, daß der Baum, an welchem ihr arbeitet, nicht auf den Pipalbaum, sondern nach der andern Seite falle.“ Aber noch ehe dies geschehen konnte, kam ein mächtiger Windstoß, der den schon halb durchgehauenen Stamm vollends knickte und mit aller Gewalt auf seinen vornehmen Nachbar warf dessen stolze Krone durch den Fall vernichtet wurde. „Seht ihr,“ konnte der Missionar nun zu den erstaunt Umherstehenden sagen, „ich wollte den Baum erhalten; aber ist es nicht, als ob der wahre, große Gott selbst euch habe zeigen wollen, daß er allein Herr sei, und ihm aller Götzendienst ein Greuel ist!“ Trotz alledem aber blieb der böse Geist ruhig in seiner arg demolierten Burg. Wäre er ausgezogen, so hätte sein Priester von dem Auszuge sowie dem neuen Wohnsitz des Teufels sofort erfahren und es dem Volke mitgeteilt. Ja, als öfter Krankheit in das neue Missionshaus einzog, da hieß es unter den Heiden: „Das ist des Teufels Rache!“

Erst nach längerer Zeit, als schon christlicher Gottesdienst gefeiert wurde und fröhliche, christliche Lieder in der Sarna (Teufels-hain) wiederhallten, da erklärte der heidnische Priester, das könne der Teufel nicht länger ertragen, er müsse ihn deshalb an einen andern Ort verbannen, wenn er in seinem Zorne nicht größeres Unheil anrichten solle. Nicht weit von dem Dorfe, am Fuße der bewaldeten Berge, steht ein alter Baumwollenbaum, der mit seinen feuerroten Blüten weithin leuchtet. Er wurde zu seinem neuen Aufenthaltsorte erwählt, und der Teufel schien verständig genug zu sein, um einzusehen, daß es unter den obwaltenden Umständen das Beste sei, den Zauberformeln seines Priesters Gehör zu schenken und den Platz zu verlassen, der nun doch einmal unwiederbringlich in die Hände seiner Feinde gefallen war. So konnte denn der alte Zauberer seinen Gläubigen verkündigen, daß fortan jener Baumwollen-

baum ohne Opfergabe bei Leibes- und Lebensstrafe als heiliger Baum zu meiden sei. Doch der Teufelsvater vermochte den Schmerz über die erlittene Niederlage nicht zu verwinden. Schwer mochte ihn der Gedanke an die Zukunft drücken, wenn er sah, wie immer mehr Leute, anstatt mit ihren Opfern zu ihm zu kommen, auf die Missionsstation zum Gottesdienst gingen. Ja, nicht einmal die süße Rache blieb ihm, da die Abtrünnigen sich nicht durch Gesang und Gebet gegen seine Angriffe schützten, sondern ihn selbst durch Worte, die sie aus einem wunderbaren Buche in ihrer Hand lasen, furchtlos in die Flucht schlugen. Mit seiner behaglichen Ruhe war es fortan zu Ende. Auch der neue Wohnsitz gefiel ihm bald nicht mehr, und sein Priester mußte wohl oder übel abermals nach einem andern Aufenthaltsort für ihn umsehen.

Mitten auf dem Felde fand er einen einsamen, alten Pipalbaum, der ihm für seinen Meister zu passen schien. Denn der alte Teufelsvater hatte sich, in jüngster Zeit ja auch mehr und mehr von Haß gegen das ganze treulose Menschengeschlecht erfüllt, in die Einsamkeit zurückgezogen; wie es schien, um der Erinnerung an die gute alte Zeit zu leben. Der Umzug war bald bewerkstelligt, und hier schien sich die Lage des armen Teufels ein wenig zu bessern. Sein Baum war nicht allein eben sein Wohnsitz, und als solcher immer noch der heilige Baum vieler, vieler heidnischen Völk, sondern er war als Pipalbaum zugleich ein heiliger Baum der niederen Hindukasten (streng von einander geschiedene Volksschichten), die in ihrer Unwissenheit ihre eigene, ursprünglich ganz andere Religion mit dem Teufelsglauben der Völk vermischten, und so gewissermaßen Anhänger des bösen Geistes wurden. Wenn nun ein solcher Hindu stirbt, so wird er zwar noch nach altem Herkommen an dem nahen Flusse verbrannt, und seine Asche in das Wasser gestreut, damit sie sich im Meere mit dem Wasser des heiligen Ganges

vereinigen könne, aber ein kleines, rundes Knöchelchen wird doch von der Leiche genommen, mit einigen Kupfermünzen in einen Topf gethan, und so an die Aeste des Bipalbaumes gehängt, in dem der Teufel wohnt. Auf diese Weise wird der Geist des Verstorbenen, der in dem Knochen wohnt, gleichsam unter den Oberbefehl des alten Teufels gestellt, damit er nicht nach Willkür umherwandern und Schaden thun könne.

Trotz alledem aber bleibt es dabei, die Macht des einst so Gewaltigen ist tief gesunken und sinkt immer mehr. Ja vielleicht ist die Zeit nicht mehr so fern, da er abermals ausziehen muß, um für immer vom Schauplatz zu verschwinden.

Was aber ist mit den Resten des ehemaligen Teufelsheims geschehen? Bald soll eine Kirche gebaut werden, und die schönsten der noch vorhandenen Bäume sollen dazu verwandt werden. Vielleicht wird dann auch der Stamm des ehemaligen Teufelsbaumes gewürdigt, das Dach des neuen Gotteshauses tragen zu helfen. Wie wunderbar, Teufelsglaube hat einst die Bäume gepflanzt, Teufelsglauben hat sie gepflegt und bewahrt, damit am Ende eine christliche Kirche davon gebaut werden könnte! Und mit Gottes Hilfe werden wohl auch in ihr die Reste heidnischen Aberglaubens aus den Herzen der braunen Christen vertilgt werden, so wie jetzt äußerlich schon ein Zeichen nach dem andern aus der Zeit der Unwissenheit verschwindet, denn wo der Teufel mit all seinem Anhang ausgerottet wird, da gelangt das Reich Gottes zum Siege.



Im Verlage der **Buchhandlung der Gossnerschen Mission** erschien ein in Wort und Bild gleich trefflich ausgestattetes Missions-Album unter dem Titel:

Fünfzig Bilder

aus der

Gossnerschen Kols-Mission.

Mit erläuterndem Texte und Karte. Herausgegeben von
Miss.-Inspektor Kausch und Missionar Hahn.

2. Auflage.

Höchst eleg. gebd. Preis 4 Mark.

Dieses in Missionskreisen mit großer Freude begrüßte Prachtwerk sollte kein Freund der Mission, insbesondere der Kolsmission, verabsäumen, sich anzuschaffen.

Bei vorheriger Einsendung des Betrages (4 Mk.) senden wir das Album portofrei zu.



